

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 63 (1985)
Heft: 3

Artikel: Endstation Ohnmacht
Autor: Gabathuler, Anna-Christina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-723134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Endstation Ohnmacht

Am 27. April 1984 erhielten die bekannten Autoren Dr. Georg Gerster und Dr. Dieter Bachmann den begehrten Journalistenpreis des Zürcher Pressevereins. Mit einem Spezialpreis wurde die 18jährige Anna-Christina Gabathuler ausgezeichnet für ihre Reportage «Endstation Ohnmacht». Die Verfasserin und die Jugendzeitschrift «Team», welche die Arbeit in Heft 1/84 veröffentlicht hatte, gewährten uns die Abdruckserlaubnis. Es ist keine leichte Kost, aber wir finden es wichtig, dass unsere Leser sehen, wie ein junger Mensch schwere Altersschicksale erlebt. Das Mädchen wollte nur die paar Monate bis zum Beginn ihrer Buchhändlerlehre überbrücken. Daraus wurde eine aufrüttelnde Erfahrung über die Einsamkeit und das Elend alter Leute im Zürcher Industriequartier. Rk.

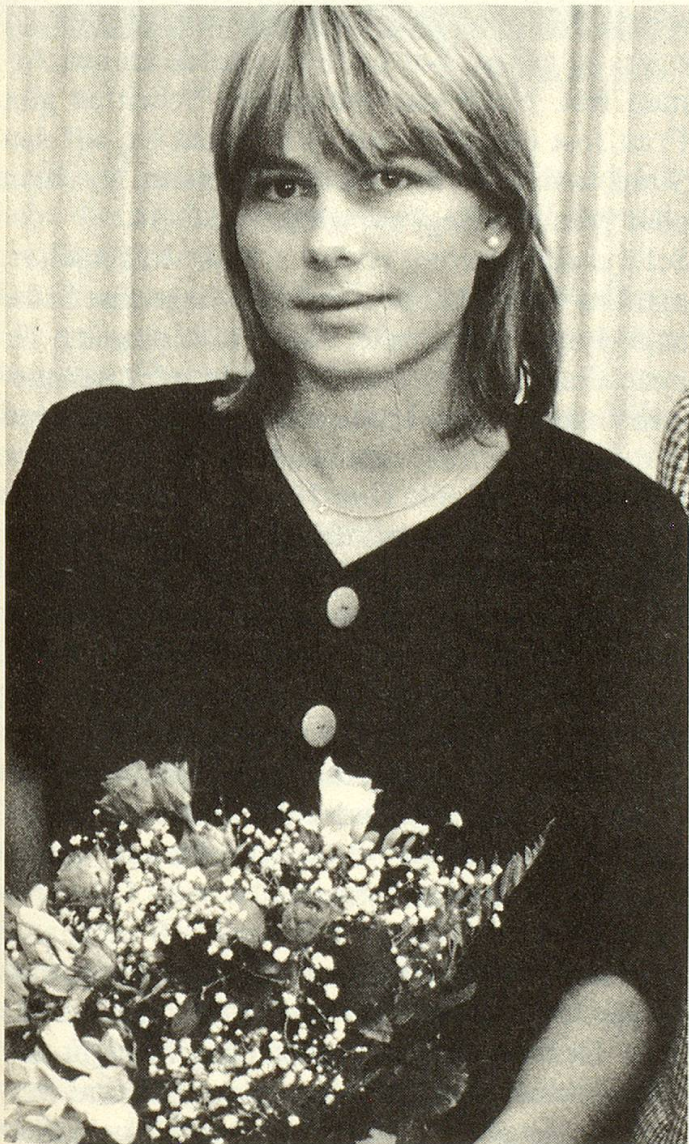


Foto Beat Marti

Etwas unsicher bleibe ich am ersten Morgen vor der fremden Wohnungstür stehen. Ich habe plötzlich Angst vor der Verantwortung, die ich mit meinem neuen Job als Hauspflegerin übernommen habe. Aber als die Tür sich auf mein Klingeln öffnet, gibt sich das schnell.

Frau Keller ist etwa siebzig, eine unscheinbare alte Frau, die, wie sie mir erzählt, schon viel durchgemacht hat. Sie ist seit einem Tag aus der Kur zurück und will eine «blitzblanke» Wohnung. Ich packe ihren Koffer aus, der ausser Kleidern auch «Blicks», «Bildzeitungen», «Neue Revues» und eine «Glückspost» enthält. Meine Gedanken irren wild im Kopf herum.

Aber nein, du kannst doch einen Menschen nicht einfach nach diesen paar Zeitschriften charakterisieren. Ich ziehe das Spitalbett frisch an, sauge die vielen Teppiche, gebe den halb verdorrten Blumenstöcken Wasser, putze den Holzboden und wärme schliesslich etwas Kartoffeln, Fleischkäse und Rüeblen auf.

Frau Keller bittet mich um all diese Tätigkeiten sehr energisch, wirkt mürrisch und schimpft über alle möglichen Leute. Die ganze Welt sei voller Verbrecher und Drogensüchtiger. Nirgendwo sei man mehr sicher. Gegen diese langhaarigen Demonstranten käme man auch nicht mehr an. Zu Hitlers Zeiten habe es sowas nicht gegeben.

Ich fühle mich in einer zwiespältigen Rolle. Ich kann ihr doch nicht beibringen, dass auch ich eine von diesen sogenannten Demonstranten bin, das wäre völlig daneben.

Ich finde es auch sinnlos, sie über die Grausamkeiten der Nazis aufzuklären. Ich merke einfach, wie kaputt diese Frau ist. Sie diene ihr Leben lang auf einem Bauernhof als Magd, hat niemanden mehr, und jetzt kommen da junge Menschen, für die Arbeit und Heimat nicht mehr das Grösste sind: das ist schwer zu verstehen. Ich lasse sie schimpfen, wasche das Geschirr ab und kämme ihre Haare. Nachdem sie sich hingelegt hat, gehe ich.

Frau Egli wohnt an der gleichen Strasse. Sie kann nicht mehr gehen, sitzt auf einem Stuhl. Sie begrüsst mich lieb, drückt mich an sich, teilt mir ihre Freude darüber mit, dass ich noch so jung

bin, und beginnt plötzlich hemmungslos zu weinen ... Frau Egli zeigt mir Fotos von ihren Kindern und ihrem Mann. Seit einem Monat haben ihre Beine aufgehört zu fühlen, sie hängen empfindungslos am Stuhl herunter. Ich bin betroffen. Was soll ich sagen? Sie wird nie mehr laufen können.

Ich lese ihr eine kurze Geschichte vor aus einem Büchlein, das vor ihr auf dem Tisch liegt. Irgendwo finde ich ein Nastuch, um ihre Tränen zu trocknen. Ich verabschiede mich, lasse mich nochmals umarmen und gehe.

Am Nachmittag erwartet mich Frau Koch. Sie wohnt direkt an einer breiten Hauptstrasse. Die Fassade ist schmutzig von den Abgasen.

Ich gebe zu, dass ich echt Angst habe, als ich die SWF3-Musikbox schon im Treppenhaus dröhnen höre. Die Türe ist offen. Ausser der verdammten lauten Musik vernehme ich nichts. Es riecht nicht gut. Am Boden liegen Pappteller, Brotstücke, ein Morgenrock, und überall schwimmen diese ekelhaft stinkenden Rollmöpse in grünen Gläsern. Am liebsten würde ich auf der Stelle umkehren. Endlich höre ich ein Husten aus dem Nebenzimmer. Ich trete ein. Die Frau, leicht gelblich im Gesicht, liegt in einem schmutzigen Bett. Vor ihr steht gross und tadellos ein Fernseher. Um sie liegen Zeitschriften, Gläser, Zwetschgensteine, Pappkartons, Zigarettenstummel, Fotos. Ich erschrecke.

Sie spricht von Schauspielern, die sie kennt – zeigt mir Fotoalben, die sie unter der verpinkelten Decke hervorkramt, trinkt fortwährend Wasser und wird auf einmal sehr böse. Ich solle sofort in die Apotheke um die Ecke vier Päcklein Optalidon kaufen gehen. Es erstaunt mich, dass ich die Medikamente in der Apotheke so selbstverständlich kriege.

Als ich zurückkomme, sitzt Frau Koch auf dem Klo. Ihre Füsse sind verkrüppelt, ihr Oberkörper ist aufgeschwemmt, die Brüste sind wie aufgeblasene Ballone, die Haare ausgegangen. Heftig werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ich solle sie nicht so anschauen, das gehöre sich nicht. Mensch, stimmt, warum starre ich auch so blöd? Ich ziehe das Bett frisch an, kaufe Milch, Früchte, Fisch und drei Flaschen Bier.

Ich überlege mir, ob ich mich weigern soll, ihr Alkohol und Medikamente zu kaufen. Aber ich glaube, das ist nicht meine Aufgabe. Diese Frau wird nicht mehr lange leben, warum soll ich ihr

etwas verbieten, was ihr das Leben noch ein wenig verschönert?

Vor allem, wenn sie nicht die Alternative hat, dass sich jemand wirklich um sie kümmert.

Um drei muss ich bei Herrn und Frau Jost sein. Ich schätze beide auf etwa 60 Jahre. Die Frau hat Knochenkrebs und liegt meistens im Bett. Der Mann hilft ihr, so gut er's kann. Herr Jost ist ein grosser, hagerer Mann. Er streckt mir seine knochige Hand entgegen und führt mich ins Schlafzimmer, wo eine alte Frau, die mich an Brechts Mutter Courage erinnert, im Bett liegt. Sie mustert mich mit neugierigen Augen. In einer Viertelstunde wird eine Gemeindeschwester kommen und mir kleine Instruktionen geben zum Betten, Waschen und Baden der Frau. Vorher putze ich den Kochherd, trockne Geschirr ab. Die Schwester wirkt arrogant auf mich. Sie macht alle Bewegungen mechanisch, gefühllos, beinahe etwas grob mit dieser Kranken. Ich bin froh, als sie geht. Herr Jost hilft mir, die kleine, durch ihre Krankheit zerbrechliche Frau aufzusetzen. Mit ganz kleinen Schritten gelingt es ihr, etwas zu gehen. Wir halten sie beide an den Armen fest. Nach vier mühsamen Schritten gibt Frau Jost erschöpft auf. Wir setzen sie auf den Stuhl, so dass ich ihr Bett machen kann. Nach ein paar Minuten liegt sie wieder im Bett.

Schweissüberströmt erklärt sie mir, was noch zu machen ist. Ich kaufe in der Apotheke eine Salbe und einige Fruchtsäfte. Am Kiosk hole ich ihr noch die «Bunte». Das Rückgeld wird genauestens nachgezählt. Ich komme mir etwas dumm vor. Ich klaue doch kein Geld. Sie scheinen mich trotzdem zu mögen. Herr Jost begleitet mich, als ich gehe. Ich ahne natürlich nicht, dass ich mit Josts noch viel zu tun haben werde – Trauriges.

Ich renne die Strasse hinunter, und ein Gefühl von unbeschreiblicher Erleichterung kommt in mir hoch. Ich springe meiner Freundin um den Hals, die unten auf mich wartet.

So arbeite ich nun Tag für Tag bei den verschiedensten Leuten. Mit dem ersten Lohn kaufte ich mir ein perlweisses 10-Gang-Velo und spurte nun von Strasse zu Strasse.

Bei Josts bin ich jeden Tag. Wir alle wissen, dass ihr die Ärzte kaum noch einen Monat geben. Die Frau lässt sich nichts anmerken, gibt nicht auf. Auch wenn es jeden Tag weniger Schritte werden, die sie gehen kann, huscht ein Lächeln über ihre leicht bläulichen Lippen. Als ich die Fenster

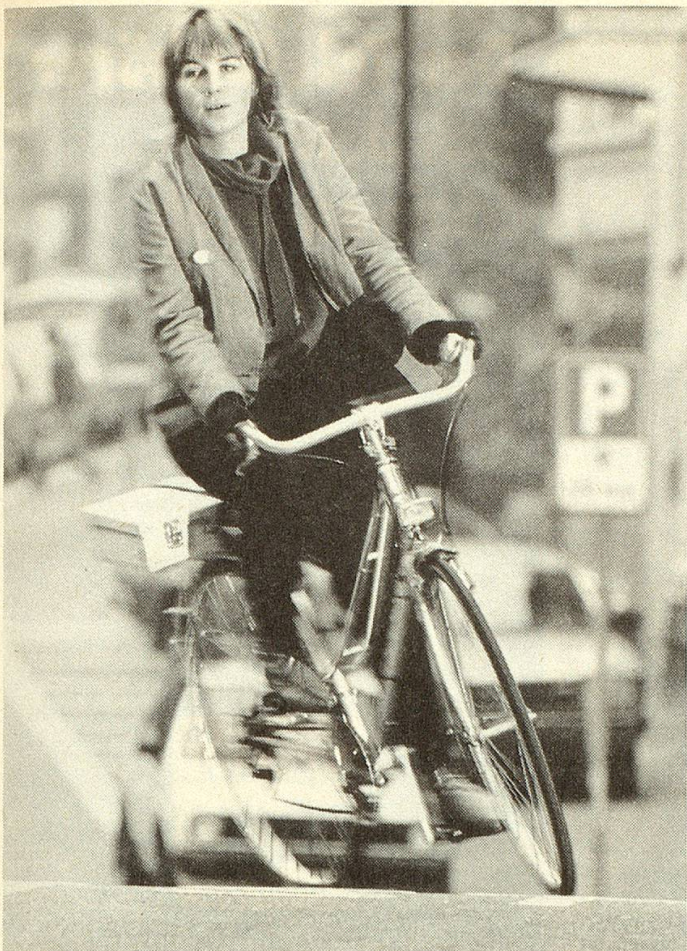


Foto Martin Moll

putze vor ihrem Bett, weint sie vor Freude. Ich habe diese Frau liebgewonnen, obwohl sie mich unheimlich fordert.

Die Woche darauf bin ich nicht mehr bei Josts. Ein dringender Fall ist dazwischengekommen. Manchmal habe ich fast das Gefühl, dass die anderen Hauspflegerinnen die verwaahlerten Fälle mir überlassen. Jä nu, ich nehme den Lift, läute kurz, und als sich Frau Votta nicht meldet, trommle ich mit den Händen gegen die Tür.

Jetzt endlich öffnet mir die grosse, magere Frau, und ein ätzender Geruch kommt mir entgegen. Die Frau steuert mich mit ihren feuchten Fingern ins Wohnzimmer. Ich klebe mit den Schuhen am Boden. Alles ist vollgepinkelt. Mensch, ich halte das kaum noch länger aus.

Das Zimmer ist kahl, armselig eingerichtet. Ein grauer Wandkasten, eine kaputte Couch. Die mittleren Latten fehlen, so dass die Frau wie eine Banane im Bett liegt. Vor ihr läuft der Fernseher ununterbrochen. Sie erzählt wirre Sachen von früher, braucht immer dieselben Wörter und Silben. Irgendwann reisst sie das Fenster auf, raucht eine Zigarette – und obwohl ich ihr beteuere, dass ich Nichtraucherin bin, hält sie mir immer wieder die Packung vor die Nase.

Ich hole bei der Nachbarin einen Kübel mit heissem Wasser und beginne den klebrigen, gelben Holzboden zu schrappen. Frau Votta wehrt sich, als ich ihr Bett frisch anziehen will. Ich setze sie kurz auf den Boden – streichle ihr über das runzlige Gesicht und beruhige sie. Der Urin ist bis zur Matratze durchgedrungen. Nachdem das Bett sauber angezogen ist und der Boden ein bisschen weniger klebt, hole ich nebenan in der Migros Fleisch, Brot und Früchte.

Als ich schwerbeladen die Türe zum Lift aufstossen will, hockt Frau Votta vor mir, völlig verwirrt, lallt vor sich hin. Ich greife ihr unter die Arme, um sie aufzunehmen. Sie ist nass, der Lift stinkt, alles ist verpisst.

Was soll ich bloss tun? Wir fahren zusammen zur Wohnung. Verdammt, ich fühle mich so unsicher. Das Bett ist schon wieder schmutzig. Ich nehme die Sauerei im Lift mit einem Lappen auf. Die Frau hat Freude an den reifen Bananen, dem Fleisch und den frischen Mohnbrötchen. Ich laufe schnell mit der schmutzigen Wäsche in die nahe Wäscherei, kaufe noch die verlangte Muratti-Packung. Frau Votta ist arm. Sie bekommt vom Sozialamt finanzielle Unterstützung. Sie ist zutraulich, redet von schönen Car-Fahrten in den Tessin und wirkt zufrieden und dankbar. Immer wieder betont sie, welche Freude es sei, einen Fernseher zu haben: so viele Farben und Sender. Sie sei nur selten traurig, wenn sie friere und so alleine sei.

Als ich sie verlasse, kommen mir zwei Frauen aus dem Haus entgegen. Was ich bei diesem verrückten Weib suche? Ich lächle sie verständnislos an. Was verrückt?

Nach einer Woche Unterbruch komme ich wieder zu Frau Jost. Sie hat nach mir gefragt. Ihr Zustand hat sich verschlechtert. Sie kann nicht mehr aufstehen, ist müde. Ich helfe dem Mann in der Küche, putze das Badezimmer, hänge Wäsche auf, renne schnell weg, um Säfte zu holen. Frau Jost lobt mich. Sie fragt mich, was das alles soll im Leben? Ich ahne noch nichts, versuche ihr die Frage zu beantworten. Beim Abschied drücken ihre Hände stark die meinen. Sie verspricht mir, morgen genauer zu wissen, was zu tun ist in der Wohnung. Am nächsten Tag ist das Wetter strahlend. Das Velo läuft prima, ich stelle es vor Josts Wohnblock hin. Die Tür ist offen, Herr Jost begrüsst mich kurz. Ich muss mich im Wohnzimmer auf einen Stuhl setzen. Er werde kurz in die Stadt fahren, die Krankenschwester

komme jeden Augenblick: Seine Frau sei heute noch nicht aufgewacht.

In mir stürzt alles zusammen. Ich möchte schreien, weinen. Ohnmächtig und enttäuscht bleibe ich sitzen, während er geht. Vielleicht erwacht sie, wenn sie mich sieht, hört. Langsam taste ich mich zu ihrem Zimmer. Ich vernehme leises Röcheln.

Auf einmal überkommt mich eine unbeschreibliche Angst. Ich stosse die Tür auf und erschreke. Frau Josts Kopf hängt entstellt auf die Seite, ihr Mund ist schief und die Zunge unbeweglich. Die Augen starren. Sie atmet tief, laut und unregelmässig. Ihre Lippen sind blutverschmiert. Sprechen kann sie nicht mehr. Offensichtlich hatte sie letzte Nacht einen Schlaganfall.

Ich lasse die Türe offen und höre nun das rauhe Atmen durch die ganze Wohnung. Wenn es einen Moment aussetzt, springe ich sofort hoch. Ich fühle mich so elend. Ich sitze hier alleine in der Wohnung mit einer todkranken Frau. Das Telefon läutet. Ein Mädchen möchte unbedingt mit Frau Jost sprechen. Ich kann die Worte nicht finden, stottere etwas von ... kann jetzt nicht mehr sprechen und hänge auf. Jeder ihrer Töne geht mir durch Mark und Bein. Ich friere, vertraue mich kaum zu bewegen. Langsam bekomme ich sogar Angst davor, dass sie so entstellt auf mich zukommen könnte.

Die Krankenschwester kommt. Ich habe Respekt vor ihr. Sie packt Schläuche, Spritzen usw. aus und bittet mich, ihr zu helfen. Wir entkleiden Frau Jost vorsichtig. Ich merke, wie sie zuckt. Offenbar spürt sie die Schmerzen noch. Die Schwester dreht ihre Arme lieblos, scheint das laute Stöhnen der Frau zu ignorieren. Ich schaue weg, als sie die vielen Spritzen in die weisse Haut stösst, Schläuche anschliesst und eine Flasche über dem Bett befestigt.

Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht gespuckt. Aber vielleicht braucht man diese Härte, wenn man jeden Tag mit todkranken Menschen zusammen ist, sonst würde man wohl psychisch kaputtgehen. Herr Jost kommt, küsst seine Frau auf die Stirn, beginnt zu weinen. Langsam gehe ich die Treppe hinunter und steige aufs Velo.

Die nächste Nacht schlafe ich kaum. Ich träume unheimliche Sachen von Frau Jost, höre sie stöhnen. Ich bin wie in Trance. Als ich am Nachmittag dann wieder mit ihr alleine bin, flippe ich fast aus. Sie hat begonnen, Blut zu spucken. Ich halte ihr Nastuch um Nastuch hin. Das Blut kommt

dunkelrot, fast schwarz aus ihrem Mund. Langsam versuche ich mit ihr zu sprechen, erzähle von mir, meinen Geschwistern. Ich berühre ihre Hand, tröste ihren Mann mit unbeholfenen Worten wie: vielleicht kommt's wieder. Ich gehe. Tags darauf sträube ich mich innerlich mit Händen und Füssen dagegen, wieder zu Josts zu gehen. Ich schaffe es nicht mehr. Ich schaue, dass ich so gegen zwei Uhr bei Josts ankomme, weil um diese Zeit immer der Arzt dort ist. Dann bin ich wenigstens nicht allein mit der Frau.

Ich nehme mir vor, wenn ich hereinkomme, nicht ins Schlafzimmer zu schauen, weil ich bei ihrem Anblick immer so zusammenzucke. Ich trete ein. Mir gegenüber steht Herr Jost. Nur nicht nach rechts schauen, dort liegt sie. Herr Jost bleibt einfach so stehen. In mir staut sich alles an. Ich drehe mich, sehe Frau Jost in einem neuen Nachthemd oder einer Decke einfach so auf der kahlen Matratze liegen.

«Warum decken Sie sie nicht zu?» höre ich mich fragen. Im Moment, als ich sie berühre, höre ich ihn sagen, dass sie tot sei. Ich trete zurück, bin komisch ruhig. Es ist das erste Mal, dass ich einen toten Menschen sehe. Herr Jost weint, schreit den Schmerz laut heraus. Es hat keinen Sinn, ihn zu trösten. Er hat die Frau verloren, mit der er bisher das Leben teilte.

Ich nehme vieles nur noch unklar wahr. Zwei Männer vom Bestattungsinstitut kommen. Sie bitten den Mann unfreundlich, er solle sich jetzt bitte kurz von der Frau verabschieden. Unterdessen versuchen sie, mit mir zu schäkern. Herr Jost möchte gerne Blumen mit in den Sarg geben. Sie erklären, dass sowas nicht gehe. Erst als ich mich einmische, nehmen sie sie mit. Sie bringen den Sarg kaum zur Türe hinaus. Ich höre, wie die Leiche hin und her kippt.

Herr Jost möchte gerne allein sein. Er bittet mich, morgen nochmals zu kommen. Ich weiss genau, dass ich es nicht mehr schaffen werde. Noch einmal schaue ich ins Zimmer, eine Rose liegt am Boden. Ich gehe.

Anna-Christina Gabathuler

Anna-Christina Gabathuler lebt in einer zwölfköpfigen Zürcher Wohngemeinschaft. Neben ihrem Job schreibt sie ab und zu einen Artikel oder arbeitet für das «Alternative Lokal-Radio Zürich». Mit diesem TEAM-Text möchte sie aus persönlicher Betroffenheit den Jungen die Not der Alten klarmachen: «Ich könnte mir nämlich auch Wohngruppen vorstellen, in denen Junge und Alte zusammenleben. Das wäre eine prima Alternative.»